

Susanne Lüdemann · Thomas Vesting (Hg.)
Was heißt Deutung?

Susanne Lüdemann, Thomas Vesting (Hg.)

Was heißt Deutung?

Verhandlungen zwischen Recht,
Philologie und Psychoanalyse

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Ludwig-Maximilians-Universität München

Umschlagabbildung:

Detail aus Sigmund Freuds Brief an Martha Bernays vom 9. August 1882
Der Text lautet: „Hier ist uns die Feder aus der Hand gefallen und hat
diese Geheimzeichen geschrieben. Wir bitten um Entschuldigung
u. sich nicht um die Deutung zu bemühen.“

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2017 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapur; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5964-0

Inhalt

I. EINLEITUNG

SUSANNE LÜDEMANN / THOMAS VESTING Vom Geheiß der Deutung. Eine Bestandsaufnahme	9
------------------------------------------------------------------------------------------	---

II. INSTITUTIONELLE MONTAGEN

CLEMENS PORNSCHLEGEL Deutung als dogmatische Funktion. Überlegungen zur institutionellen Struktur exegetischer Rede	39
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

ROBERT STOCKHAMMER Deutung und Geltung von Texten. Philologische Fragen im Feld des inter- und transnationalen Rechts	57
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

STEFANIE GÜNTNER Zwischen <i>magis</i> und <i>minus</i> . Überlegungen zur Deutung richterlicher Stillehren	73
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

III. HERMENEUTISCHE REVOLUTIONEN

DANIEL WEIDNER Deutung und Undeutbarkeit. Friedrich Schleiermachers Hermeneutik, das Neue Testament und die Paradoxien des Nicht-Verstehens	93
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

INO AUGSBERG Was heißt <i>Textuales Rechtsdenken</i> ?	107
-----------------------------------------------------------------	-----

KARL-HEINZ LADEUR Vom Verstehen des Rechts zu seiner <i>Konkretisierung</i>	125
--------------------------------------------------------------------------------------	-----

IV. DEUTUNGEN (IN) DER PSYCHOANALYSE

MAI WEGENER Nicht den Sinn, sondern den Körper treffen: Deuten in der Psychoanalyse	147
-------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

EDITH SEIFERT

Die Frage der Überlieferung am Beispiel von Freuds *Der Mann Moses
und die monotheistische Religion* 159

A. S. BRUCKSTEIN ÇORUH

Wie bauen wir ein Haus aus lauter Deutung? Epistemische Architekturen
mit Freud, Talmud und Taswir 169

V. DEUTUNGEN ZWISCHEN BINDUNG UND FREIHEIT

MICHAEL AUER

Anlass und Deutung. Gelegenheitsdichtung bei Paul de Man 189

MARCUS COELEN

Nicht mehr Deuten als nicht 209

BARBARA NATALIE NAGEL

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten...“
Bitten um Deutung in Fontanes und Kafkas Liebesbriefen 227

Autorenverzeichnis 245

I. EINLEITUNG

SUSANNE LÜDEMANN / THOMAS VESTING

Vom Geheiß der Deutung. Eine Bestandsaufnahme

„Es gibt einen hermeneutischen Imperativ.“
(Friedrich Schlegel)

„Die Schrift ist unveränderlich und die Meinungen sind
oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber.“
(Franz Kafka)

1. Erbschaften

Die Beiträge dieses Bandes gehen auf eine Tagung zurück, die unter dem Titel „Was heißt Deutung?“ im November 2013 in München stattfand. Wir stellten diese Frage einer Gruppe von Literaturwissenschaftler/innen, Jurist/innen und Psychoanalytiker/innen, die wir zum Austausch über die technischen und methodischen Grundlagen ihrer Tätigkeit eingeladen hatten. Der Brückenschlag über die Differenzen der Fachkulturen hinweg zielte auf eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Lage deutungsgebundener Disziplinen (zu denen natürlich auch Theologie, Philosophie und Geschichts- und Sozialwissenschaften zu rechnen sind, sofern sie sich noch als verstehende Wissenschaften begreifen). Diese scheint dadurch gekennzeichnet, dass jenseits der Grabenkämpfe und Stellungskriege von Hermeneutik und Dekonstruktion (oder ‚Poststrukturalismus‘), wie sie die 1980er Jahre prägten, Deuten (Verstehen, Urteilen) sich weniger von selbst versteht denn je – und auch nicht mehr meint, sich verstehen zu müssen. Vor dem Hintergrund eines bunten Methodenpluralismus von Hermeneutik und Diskursanalyse, Strukturalismus und Poststrukturalismus, Dekonstruktion und Systemtheorie, Intertextualität und New Historicism (die Aufzählung wäre fortzusetzen) deutet ein jeder und eine jede, so gut er oder sie kann, ohne sich oder anderen über das mit Theorieentscheidungen verbundene oder von ihnen implizierte Verständnis von Deutung noch Rechenschaft abzulegen. Man macht es halt, wie man es macht – weil man es an der Universität so gelernt hat, weil man dies oder das gelesen hat und jenes nicht, weil man gute oder schlechte Lehrer hatte oder gar keine, weil einem diese Deutung eher eingeleuchtet hat als jene, und so fort. *Was* einem da jeweils einleuchtet oder *warum*, aus welchen nicht nur biographischen, sondern *historischen* Gründen man es macht, wie man es macht, wird dabei selten mehr gefragt: Verstehen bleibt unverstanden, Deuten ungedeutet. In Mode gekommen ist es zwar, Deutungsmethoden oder -präferenzen auf theologische Traditionen zurückzubeziehen. Man kann dann sagen, die ältere Hermeneutik mit ihrer Referenzierung des *Geistes* anstelle des *Buchstaben* sei ‚christlich‘ (antisemitisch gar), während Freuds Traumdeutung und die Dekonstruktion mit ihrem Insistieren auf Schrift und Mehrdeutig-

keit ‚jüdisch‘ seien, Lacans strukturelle Psychoanalyse trotz der Signifikantentheorie eher ‚katholisch‘ (wegen der Vater-Metapher!), die literarische Hermeneutik (*sola scriptura!*) insgesamt eher ‚protestantisch‘. Diese Zuordnungen spielen auch im vorliegenden Band eine gewisse Rolle (so in den Beiträgen von Ino Augsberg, Clemens Pornschlegel, A. S. Bruckstein und, *ex negativo*, auch von Daniel Weidner, der die Etikettierung von Schleiermachers Hermeneutik als ‚christlich‘ explizit zurückweist). Mit diesem Rückbezug ist zweifellos eine gewisse historische Orientierung gewonnen, jedoch ist damit noch nicht gesagt, wie mit diesen Traditionen heute umzugehen sei und was sie für heutiges Deuten bedeuten, zumal ja weder Hermeneutik, noch Dekonstruktion, noch Psychoanalyse in ihren theologischen Referenzcodes einfach aufgehen. Daher sollte mit ‚Deutung‘ (Auslegung, Exegese, Interpretation) als verbindendem Element, anstelle etwa von ‚Geistes-‘ oder ‚Kulturwissenschaften, der Akzent weniger auf theologische Traditionen als auf die berufliche und kulturelle *Praxis* gesetzt, andererseits der *Text- oder Sprachbezug* angesprochen werden: Auch wenn Deutungen an der Universität, im Gerichtssaal, im psychoanalytischen Kabinett und in der Kirche in sehr verschiedene institutionelle Kontexte und Ordnungen des Diskurses (Foucault) mit unterschiedlichen Performanzen eingebettet sind¹, so kommen die deutenden Disziplinen doch darin überein, dass sie einen verbindlichen Bezug zum geschriebenen oder gesprochenen Wort (sei es der Literatur, des Gesetzes, der Äußerungen von Patienten oder historischer Dokumente) und damit einen „hermeneutischen Imperativ“ (Friedrich Schlegel²) im emphatischen Sinn des Wortes noch anerkennen. Sie unterscheiden sich damit grundlegend von allen anderen Wissensgebieten, vorzüglich den sogenannten ‚hard sciences‘, die ihre Erkenntnisse mit Hilfe empirischer und statistischer Verfahren der Beobachtung, der Messung und der ‚objektiven‘ Validierbarkeit ihrer Ergebnisse gewinnen.

Ließ sich die gestellte Frage so einerseits als *Methodenfrage* verstehen und enthielt als solche die Aufforderung zur Selbstreflexion, so stand gemäß der doppelten Bedeutung des Verbs *heißen* (Ino Augsberg geht in seinem Beitrag zum *Textualen Rechtsdenken* darauf ein) damit zugleich das *Geheiß* der Deutung zur Diskussion: *Wer oder was heißt uns Deuten? Auf wessen Geheiß deuten wir?* Hört man die Frage so, ergeben sich daraus weiterführende Perspektiven wie die auf den Status von Texten in den institutionellen Gefügen unserer Kultur und ihre Einbettung in In-

-
- 1 Während die Interpretation eines literarischen Textes durch den Literaturwissenschaftler in der Regel nur einer methodisch pluralisierten Forschungslandschaft eine weitere Lesart hinzufügt, hat die Auslegung eines Gesetzes durch den Richter, seine Anwendung auf den Einzelfall, performative Kraft für das Schicksal des oder der Betroffenen. Ein Pfarrer, der in der Sonntagpredigt den Zuhörern die bestimmte Auslegung einer Bibelstelle nahelegt, befindet sich in einer anderen kommunikativen Situation als ein Psychoanalytiker, der in der Kur die Symptome eines Einzelnen deutet, oder ein Jurist, der in seiner Auslegung die Mehrheits- und Mindermeinungen anderer zu berücksichtigen hat, etc.
 - 2 Friedrich Schlegel, „Zur Philologie“, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 16: *Fragmente zur Poesie und Literatur, Erster Teil*, hrsg. von Hans Eichner, Paderborn 1981, S. 69. Bei Schlegel heißt es bündig und ohne weiteren Kommentar: „Es gibt einen hermeneutischen Imperativ.“

terpretationsgemeinschaften.³ Dieser erweiterte Blickwinkel verbot es von vorne herein, Deutung in idealisierender (trivial-)hermeneutischer Manier als eine Art divinatorischen Vorgang zwischen einem isoliert deutenden Subjekt und seinem zu deutenden (Text-)Objekt aufzufassen. Stattdessen trat in einem ersten Schritt die „institutionelle Struktur exegetischer Rede“ und damit die „dogmatische Funktion“ von Deutung in den Blick (vgl. dazu den Beitrag von Clemens Porschlegel). Zumindest für die normativen Texte einer Kultur, ihre religiösen und juristischen Gründungstexte, gilt ja, dass sie Verbindlichkeit beanspruchen und insofern nicht negiert werden können. In diesem Sinne sah schon Gottfried Wilhelm Leibniz die „wunderbare Ähnlichkeit“ von Theologie und Rechtswissenschaft darin, dass beide „ein authentisches Buch, das die positiven Gesetze enthält, dort die göttlichen, hier die menschlichen“, zur Grundlage haben.⁴ Entgegen dem gängigen Zerrbild von Dogmatik besteht die dogmatische Funktion von Deutung, wie Clemens Porschlegel in seinem Beitrag ausführt, aber nicht in erster Linie darin, eine verbindliche Auslegung normativer Texte autoritär und *ex cathedra* festzuschreiben⁵, sondern umgekehrt darin, die Anpassung der Texte an sich wandelnde historische Umstände zu ermöglichen. In diesem Sinne heißt es auch bei Niklas Luhmann:

Dogmatische Begrifflichkeit ermöglicht eine Distanznahme *auch und gerade dort, wo die Gesellschaft Gebundenheit erwartet*. Das geschieht, indem dogmatisches Denken und Interpretieren seine Gebundenheit auf ‚Materialien‘ – zum Beispiel auf Normen oder auf heilige Texte oder auf Offenbarungsinhalte – bezieht, über die sie begrifflich disponiert. Auch die Bindung selbst kann dann noch dogmatischer Interpretation unterworfen werden, so dass die Dogmatik ihre Freiheit aus ihrer Gebundenheit herleiten kann: Es wird dann zum Beispiel gesagt, das Bindende sei unergründlich, sei geheimnisvoll oder sei rein historisches Faktum, Positivität – in jedem Falle etwas, was Interpretation verlangt.⁶

Deutung erscheint hier als elementare Kulturtechnik, die es ermöglicht, mit der Gebundenheit auf ‚Materialien‘ – trivial gesagt: mit der Tatsache, dass es immer schon Vergangenheit(en), die Archive der Überlieferung und die Notwendigkeit verbindlicher Einschreibung gibt – umzugehen, ohne die Zukunftsoffenheit kollektiver und persönlicher Existenz zu verlieren. Gebundenheit auf ‚Materialien‘ –

3 Vgl. zum Begriff der Interpretationsgemeinschaft: Stanley Fish, *Is There a Text in this Class? The Authority of Interpretive Communities*, Harvard 1980.

4 *Scripturam seu librum quendam authenticum leges positivas, illic divinas, hic humanas continentem*, Leibniz, „Nova Methodus“, § 4; zit. nach: Maximilian Herberger, *Dogmatik. Zur Geschichte von Begriff und Methode in Medizin und Jurisprudenz*, Frankfurt a.M. 1981, S. 306.

5 Dies wäre vielmehr ein Kennzeichen von Fundamentalismus (nicht von Dogmatik!), egal welcher couleur, der wesentlich im Ausschluss anderer Lesarten besteht und insofern bestrebt ist, Deutung überhaupt zu unterbinden, notfalls mit Gewalt. Damit eine Deutung als solche in Erscheinung treten kann, muss es mindestens eine zweite geben. Der Papst deutet zwar nach wie vor autoritär und *ex cathedra*, jedoch deutet er seit der Reformation nicht mehr für die gesamte Christenheit und beansprucht das auch nicht. Es gibt eine zweite Deutung, die sich ihrerseits institutionalisiert hat, und die nicht nur das ‚authentische Buch‘, sondern auch seine Deutung anders deutet als der Papst.

6 Niklas Luhmann, *Rechtssystem und Rechtsdogmatik*, Stuttgart 1974, S. 16.

auf die Prätexte der kulturellen und/oder familiären Überlieferung – spielt in diesem Sinn auch in Literatur(wissenschaft) und Psychoanalyse eine wichtige Rolle. Es gibt keinen literarischen Text, der nicht im Dialog mit Vorgängertexten stünde, die er seinerseits interpretierte (zitierte, imitierte, kommentierte, parodierte, umschriebe oder kritisierte) und auf diese Weise neuen Lesarten zuführte.⁷ Literarische Texte „wenden sich“, wie Clemens Pornschlegel betont, „aber stets auch unmittelbar, über historische Epochen und Zeiten hinweg, an ihre jeweiligen Adressaten, um von ihnen *aktualisiert, wiederholt* und immer wieder neu interpretiert zu werden“.⁸ Literaturwissenschaftlichem Deuten kam dabei ursprünglich (das heißt im Rahmen der Nationalstaaten des 19. und 20. Jahrhunderts) die Aufgabe zu, die Zusammenhänge der Literaturgeschichte und damit der kulturellen Überlieferung lebendig zu erhalten, für (nationale) Kanonbildung zu sorgen und die Bestände der Tradition immer wieder umzuarrangieren, ihnen immer wieder neue Perspektiven abzugewinnen. In der Psychoanalyse schließlich stellt sich Gebundenheit auf ‚Materialien‘ als Fixierung auf Signifikanten dar, die das Subjekt einschneidend bestimmt haben. „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ nennt Freud⁹ den psychoanalytischen Prozess der Deutung, in dessen Verlauf es möglich werden kann, solche Fixierungen aufzugeben, „mit seinem Tribschicksal aus der Sackgasse herauszutreten, in der es [das Subjekt] die Analyse begonnen hat“, wie Mai Wegener das in ihrem Beitrag formuliert. Psychoanalytisches Deuten zielt dabei (ebenfalls) nicht auf die Festschreibung von Sinn, sondern eher auf sein „Abtragen“: auf Widerstand „gegen die Weise, in der der Analysant die Signifikanten immer schon interpretiert, und das heißt deutet und umdeutet, abwehrt, unkenntlich macht, auseinanderreißt, ersetzt. (...) Das heißt gewiss nicht, dass der Sinn damit ver-

7 Die Literaturwissenschaft kennt diesen Sachverhalt unter dem Namen „Intertextualität“, aber auch „the anxiety of influence“ (Harold Bloom).

8 Peter Szondi sieht in dieser „unverminderte(n) Gegenwärtigkeit auch noch der ältesten Texte“ einen bedeutenden Unterschied von Philologie und Geschichtswissenschaft. Dem philologischen Wissen sei im Gegensatz zum ‚nur‘ historischen „ein dynamisches Moment eigen, (...) weil es nur in der fortwährenden Konfrontation mit dem Text bestehen kann, nur in der ununterbrochenen Zurückführung des Wissens auf Erkenntnis, auf das Verstehen des dichterischen Wortes.“ (Peter Szondi, „Über philologische Erkenntnis“, in: Kai Bremer, Uwe Wirth (Hrsg.), *Texte zur modernen Philologie*, Stuttgart 2010, S. 198-215, hier S. 201-202.) Gerade dieses ‚dynamische‘ Moment, es immer wieder mit dem ‚Text selbst‘ und seinem fortdauernden Geltungsanspruch aufnehmen zu müssen, verbindet aber auch Philologie, Recht und Psychoanalyse (und natürlich Theologie): Es ist das, was die Deutung eines Symptoms oder des Grundgesetzes beispielsweise von der Kommentierung der *Goldenen Bulle* unterscheidet. Einen Vorschlag von Jan-Philipp Reemtsma aufgreifend, ließe sich vielleicht sagen, Philologie, Recht, Psychoanalyse und Theologie haben es mit Texten zu tun, die „nicht paraphrasierbar“ (d. h. nicht durch andere Texte ersetzbar sind). Dass „die Meinungen oft nur Ausdruck der Verzweiflung“ über diese Unveränderlichkeit der Schrift sind, wusste Franz Kafka – und es lässt sich auch an vielen Interpretationen der geistesgeschichtlichen Schule ablesen, deren „Pietätlosigkeit“ genau darin besteht, dass sie – auf dem Weg über das Konstrukt des vom Autor ‚eigentlich Gemeinten‘ – den literarischen Text paraphrasieren – d. h. durch ihren eigenen ersetzen.

9 Sigmund Freud, „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ (1914), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. X: *Werke aus den Jahren 1913-1917*, S. 126-36.

schwindet. Er ändert sich. Man kann sagen: er wird freigesetzt – im vielfachen Wortsinn.“¹⁰

Hermeneutik (nicht als spezifische Methode, sondern im weitesten Sinn von Auslegung) ist also, wie das bereits Odo Marquardt formulierte, „primär ein Vergangenheitsverhältnis“, ein Erbschaftsverhältnis. „Offenbar versteht und interpretiert man nur Dinge, die *schon da* sind.“¹¹ Das gilt für das Verhältnis zur je eigenen Vergangenheit in der Psychoanalyse ebenso wie für literarische, juristische oder theologische Traditionen. Ein Symptom, ein Text, ein Traum, ein Gesetz müssen *schon da sein*, damit Deutung möglich *und nötig* wird, auch oder gerade wenn die Deutung nicht auf Vergangenes als solches, sondern auf seine Relevanz für die Gegenwart oder für eine mögliche Zukunft zielt. Deuten ist also (zumindest insofern hatte Wilhelm Dilthey recht) eine eminent *historische Tätigkeit*, Deutungswissenschaften sind – quer durch die Fakultäten – *historische Wissenschaften*. Die hermeneutische Differenz, die Differenz der Sprachen, die die Deutung ‚bewohnt‘ oder inszeniert, ist immer auch eine Differenz der Zeiten. Überlieferung und Traditionsbildung vollziehen sich wesentlich als Deutung vergangener Schriftzeugnisse, sei es der Bibel, Homers oder des *Corpus Iuris Civilis*. Dabei geht es offenkundig nicht um die ‚objektive‘ Erfassung des Vergangenen als solchen, sondern um die Positionsbestimmung der Gegenwart im Bezug auf eine durch Deutung zu beerbende frühere Zeit (‚Griechenland‘ oder ‚Rom‘ als vorbildhafte Epochen, kulturelle *translatio* oder *renovatio*). Schon Nietzsche sah in dieser Aneignung der Vergangenheit durch die Gegenwart die wesentliche gesellschaftliche (und didaktische!) Funktion der deutungsgebundenen Disziplinen. Er ließ aber auch keinen Zweifel daran, dass Deutung in diesem Sinn weder neutral noch unschuldig ist, sondern Ausdruck eines kulturellen Willens zur Macht, wie er sich zum Beispiel in der altkirchlichen Präfigurationslehre manifestierte, aber auch im ‚Philhellenismus‘ der deutschen Klassik, in Bildungseinrichtungen wie dem humanistischen Gymnasium oder im BGB als deutender Aneignung des Römischen Rechts.

Man mag sich bessere oder andere Institutionen wünschen oder die bestehenden verändern wollen und auch tatsächlich verändern – auch das Abtragen von Vergangenheiten, ihr Abbau oder – *sit venia verbo* – ihre *Dekonstruktion* bedarf der Deutung oder vollzieht sich sogar wesentlich als solche (und Derrida hätte dem sicher als erster zugestimmt). In dieser Perspektive ließe sich Dekonstruktion sogar mit Odo Marquardt als Extremfall *distanzierender* Hermeneutik verstehen, als eine Praxis des Lesens, „die die Unmöglichkeit der Herkunftsvernichtung durch die Möglichkeit der Herkunftsdistanzierung kompensiert“¹² – gegenübergestellt bei Marquardt der sogenannten *adaptierenden* Hermeneutik, der es um „die Rettung der Verständlichkeit von Dingen und Texten in neuen Situationen (in sekundären

10 Mai Wegener, *Nicht den Sinn, sondern den Körper treffen: Deuten in der Psychoanalyse*, in diesem Band, S. 151.

11 Odo Marquardt, „Frage nach der Frage, auf die die Hermeneutik die Antwort ist“, in: ders., *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*, Stuttgart 1981, S. 117-146, hier S. 119.

12 Ebd., S. 124.

Kontexten)¹³ geht, an die sie sie anpasst. Edith Seifert beschreibt in ihrem Beitrag Freuds Uminterpretation der biblischen Moses-Gestalt als einen solchen Fall der Herkunftsdistanzierung, der allerdings zugleich eine Adaptierung der religiösen Überlieferung an die psychoanalytische Auffassung von Geschichte darstellt.

Es ist in letzter Instanz dieses Geschäft der Überlieferung, der Distanzierung und Adaptierung, oder, mit Freud zu reden, der „Durcharbeitung“ von Vergangenheiten, die immer auch eine Relektüre von Gründungsreferenzen, mit einem Ausdruck von Aby Warburg, den A. S. Bruckstein in ihrem Beitrag zitiert, ein „Schieben der Gestelle“ ist, in dem die deutenden Disziplinen auch jenseits traditioneller hermeneutischer Modelle tätig sind. Es ist dieser größere oder weitere Rahmen der Überlieferung, der den einzelnen Deutungsakten (von Gedichten, Gesetzen oder Symptomen) Grund, Halt und Orientierung verleiht, und der es nicht als beliebig erscheinen lässt, *wie, worauf und mit welchem Ziel man deutet*. Methodengeschichte ist immer zugleich Institutionengeschichte.

2. Pluralisierungen

Es spricht allerdings vieles dafür, dass dieser Rahmen der Überlieferung selbst heute erschüttert ist.¹⁴ Bei näherem Hinsehen erweist er sich nämlich als das Gefüge einer nationalstaatlich verfassten Textarchitektur, die durch die gegenwärtig sich vollziehenden Prozesse der Globalisierung grundsätzlich in Frage gestellt ist. Damit steht nicht nur zur Disposition, auf welche (religiösen, rechtlichen, kulturellen) ‚Materialien‘ wir überhaupt noch gebunden sind, sondern auch, wer im Zweifelsfall befugt ist, sie zu deuten, und mit welchen Methoden.

Historisch gesehen fällt die zunehmende Pluralisierung und Erosion nicht nur von Texthierarchien, sondern auch von Auslegungslehren mit dem Ende des hermeneutischen Dispositivs der Nationalstaaten zusammen. In Deutschland erstreckte es sich von den Auslegungslehren Friedrich Schleiermachers und Carl von Savignys¹⁵ bis zu Gadamers „Wahrheit und Methode“ und Karl Larenz’ „Methodenlehre der Rechtswissenschaft“ (beide 1960 erschienen).

13 Ebd., S. 126.

14 Vgl. dazu Jürgen Fohrmann, „Weltgesellschaft und Nationalliteratur (am Beispiel der Germanistik)“, in: Mark-Georg Dehrmann, Carsten Rhode (Hrsg.), *Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz. Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert*. Internationales Colloquium, Schloss Herrenhausen Hannover, 4.-6. April 2013, Online-Publikation der Diskussionen und Ergebnisse unter <http://www.perspektiven-der-germanistik.de/>. Fohrmann diagnostiziert den Nationalphilologien und Rechtswissenschaften gleichermaßen eine „Krise“, die aber nicht primär die „Gegenstände des Fachs“, sondern die „Bezugsrahmen“ betrifft, „die sich mit den Gegenständen des Fachs eröffnen lassen. Geht es nicht eigentlich um die krisenhafte Erfahrung – und die Reaktionen darauf – von nationalen Gegenstandsfeldern in weltgesellschaftlichen Bezügen?“ (Ebd., S. 7.)

15 Schleiermachers Vorlesungen über Hermeneutik und Kritik wurden erstmals 1838 von Friedrich Lücke auf der Basis von handschriftlichen Notizen des Autors sowie einer Zusammenstellung

Nationalstaaten lassen sich als Interpretationsgemeinschaften beschreiben, die bestimmten ‚authentischen‘ Texten verpflichtet sind (einer Verfassung, einem Gesetzbuch, einem Kanon klassischer Werke). Dabei ist, wie Robert Stockhammer in seinem Beitrag im Bezug auf das Rechtssystem ausführt, „im Regelfall genau definiert, welcher Text an der Spitze einer Hierarchie von weiteren Texten steht und welche Institutionen die Geltung welcher Texte gewährleisten, oder zumindest, welche letzte Instanz im Zweifelsfall den Zweifel auszuräumen hat. Nationen sind, anders gesagt, Gebilde, die einen unbefragten Kanon voraussetzen, die also Texte nur deuten müssen, ohne über deren Geltung zu debattieren.“¹⁶ Nur innerhalb einer solchen von Institutionen getragenen Textarchitektur – und nur wenn, mit Carl Schmitt gesprochen, die Fragen *Quis iudicabit? Quis interpretabitur?* beantwortet sind – kann dogmatische Deutung wie oben beschrieben funktionieren. Dies ist beispielsweise im Feld des supranationalen Rechts ersichtlich nicht der Fall. Dieses Feld ist, wie Robert Stockhammer am Beispiel der *Convention on the Prevention and Punishment of the Crime of Genocide* erörtert, von Auseinandersetzungen geprägt, in denen nicht nur zur Debatte steht, *wie* eine bestimmte Vor-Schrift zu deuten sei und was gegebenenfalls daraus folge, sondern *ob* sie überhaupt in Anschlag zu bringen sei. Gleichzeitig lässt sich beobachten, wie nationales Recht zunehmend von supranationalem Recht in Frage gestellt wird.

Die Nationalphilologien sind von vergleichbaren Geltungsproblemen heimgesucht. Grundlegend für die Entstehung der modernen literaturwissenschaftlichen Hermeneutik als „Kunstlehre des Verstehens“ waren im deutschsprachigen Raum bekanntlich das Werk Friedrich Schleiermachers und seine Deutung durch Wilhelm Dilthey, die mit ihrem (simplifizierenden) Gegensatz von „Erklären“ und „Verstehen“, Natur- und Geisteswissenschaften, ihrerseits maßgeblich für die bis heute bestehende institutionelle Architektur der deutschen Universitäten waren. Die (angebliche) Säkularisierung der theologischen Hermeneutik durch Schleiermacher und ihre Verwissenschaftlichung durch Dilthey hat, wie Daniel Weidner in seinem Beitrag ausführt, dabei auch für die Selbsterzählung der modernen Geisteswissenschaften und ihr methodisches Selbstverständnis bis hin zu Hans-Georg Gadamer „Wahrheit und Methode“ (1960) eine beträchtliche Rolle gespielt. Dass diese Selbsterzählung eine wesentliche Verkürzung von Schleiermachers Auslegungslehre enthielt (die Ausblendung der grammatischen Interpretation zugunsten der psychologisch-technischen und, innerhalb dieser, die Vernachlässigung der „technische(n), d.h. Fragen der Verfahrensweise zugewandten Seite zugunsten der psychologischen“¹⁷), betont Weidner wie vor ihm bereits Peter Szondi. Man kann diese Verkürzung selbst als einen Fall distanzierender Hermeneutik betrachten, eli-

brauchbarer Vorlesungsnachschriften herausgegebenen. Savignys *System des heutigen Römischen Rechts* erschien in den Jahren 1840-1849.

16 Robert Stockhammer, *Deutung und Geltung von Texten. Philologische Fragen im Feld des inter- und transnationalen Rechts*, in diesem Band, S. 71.

17 Peter Szondi, „Bemerkungen zur Forschungslage der literarischen Hermeneutik“, in: ders., *Einführung in die literarische Hermeneutik*. Studienausgabe der Vorlesungen, Bd. 5, hrsg. von Jean Bollack und Helen Stierlin, Frankfurt a.M. 1975, S. 404-408, hier S. 406.

diert sie doch aus Schleiermachers Werk alles, was dem Phantasma einer ‚reinen‘ Nationalsprache, dem Postulat eines in seinen Äußerungen mit sich selbst identischen Geistes, kurz: den Einheitskonstruktionen der nationalphilologischen Hermeneutik von Dilthey bis Gadamer (‚organische‘ Einheit des Werks, Einheit des Sinns, Einheit der Vernunft etc.) widerspricht. Wie die bürgerlich-liberale Interpretationskultur des Rechtssystems auf den ‚Willen des Gesetzgebers‘, zielt philologisches Deuten unter den Prämissen hermeneutischer Einheitskonstruktionen auf die *Intention des Autors*, auf das, was er ‚eigentlich‘ sagen wollte – und was sich durch das regelgeleitete Durchschreiten des hermeneutischen Zirkels soll ermitteln lassen. Innerhalb dieses Rahmens geteilter methodischer Prämissen und potentieller „Horizontverschmelzung“ (Gadamer) kann dann Pluralität von Deutungen zugelassen, aber den Einheitskonstruktionen der Theorie und der hermeneutischen Interpretationskultur selbst nicht wirklich gefährlich werden. (Dies wäre Odo Marquardt entgegenzuhalten, dessen Feier der literarischen Hermeneutik als grundsätzlich pluralisierend sich ersichtlich noch diesseits der in der Germanistik erst seit den 1970er Jahren ausgetragenen Methodenkontroversen bewegt bzw. diese stillschweigend ignoriert.¹⁸)

Die Grenze der Hermeneutik als *Methode* ist jedoch dort erreicht, wo ihr die Erzeugnisse der Literatur, die zu deuten sie bestellt ist, unverständlich werden, weil

18 Literarische Hermeneutik sei die „Replik auf den Bürgerkrieg um den absoluten Text“ (S. 127), so Marquardt („Frage nach der Frage, auf die die Hermeneutik die Antwort ist“, Anm. 11), und das ist nicht metaphorisch gemeint, sondern es geht hier ganz konkret um den konfessionellen Bürgerkrieg des 17. Jahrhunderts, der zumindest *auch* ein hermeneutischer Krieg gewesen sei: ein Krieg zweier *singularisierender* Interpretationen desselben Textes (des biblischen), deren jede auf der Alleingültigkeit ihrer Lesart bestand. „Die Hermeneutik“, so Marquardt, „antwortet auf diese Tödlichkeitserfahrung des hermeneutischen Bürgerkriegs um den absoluten Text, indem sie – zur pluralisierenden, d.h. literarischen Hermeneutik sich wandelnd – den nichtabsoluten Text und den nichtabsoluten Leser erfindet: also den, den es – außer bei den Frühmerkern, den Humanisten – vorher im Grunde noch gar nicht gab: nämlich den *literarischen* Text und den *literarischen* Leser. [...] Läßt sich dieser Text nicht doch auch noch anders verstehen und – falls das nicht reicht – noch einmal anders und immer wieder anders? [fragt die literarische Hermeneutik und] entschärft so – potentiell tödliche – Auslegungskontroversen, indem sie das rechthaberische Textverhältnis [der singularisierenden theologischen Hermeneutik] in das interpretierende verwandelt: *in ein Textverständnis, das – notfalls ad libitum – mit sich reden lässt.*“ (S. 130) Zum einen scheint jedoch literaturwissenschaftliches Interpretieren damit der Beliebigkeit subjektiver Textzugänge anheimgegeben, die sich über ihre Entstehungsbedingungen – damit aber auch über ihre unterschiedlichen Traditionsbedingungen – keine Rechenschaft mehr ablegen. Zum anderen ist der literaturwissenschaftliche Methodenpluralismus eben kein Gesprächs-Pluralismus, sondern ein Pluralismus beziehungslos koexistierender Subdiskurse, Sprachspiele oder auch Interpretationsgemeinschaften, die einander in der Regel ignorieren so gut sie können, und die, wenn das nicht geht (z. B. bei der Konkurrenz um Forschungsgelder oder der Besetzung von Stellen), jedenfalls auch eher kriegerisch gestimmt sind als liberal. Die „Gesprächsgeselligkeit des unendlichen Gesprächs“, die Marquardt – frei nach Schleiermacher – als „Grundsituation der pluralisierend-literarischen Hermeneutik“ imaginiert, die „jeden zu Wort kommen“ und jeder Deutung ihr Recht lässt, „ohne zeitliches Limit und ohne Einigungszwang: also anders als der sogenannte herrschaftsfreie Diskurs, der ja alle zu Knechten des Konsensdrucks macht, d.h. faktisch zu Knechten dessen, der den Konsensdruck verwaltet“ (S. 131) – diese „Gesprächsgeselligkeit“ sollte im Grunde auf den Altherrenclub von „Poetik und Hermeneutik“ und seine Adepten beschränkt bleiben – war also keineswegs so liberal, wie sie daherkam.

die Sprachauffassung der Werke selbst avancierter ist als die ihrer Exegeten. So spricht beispielsweise Hans-Georg Gadamer 1959 selbst von der „verzweifelte(n) Unsicherheit“ des „Urteil(s) über gegenwärtige Kunst für das wissenschaftliche Bewußtsein“¹⁹, wobei er allerdings verkennt, dass diese Unsicherheit nicht dem mangelnden zeitlichen Abstand, sondern der Unangemessenheit der Methode an den Gegenstand geschuldet war. Diese ‚Grenze der Angemessenheit‘ ist im Prinzip bereits mit der sogenannten klassischen Moderne der 1920er Jahre erreicht. Autoren wie Kafka oder Musil, Joyce oder Beckett, die Surrealisten oder Dadaisten lassen sich mit Einheitspostulaten von Sinn, Werk und Geist schon deswegen nicht mehr begreifen, weil sie diese selbst in Frage stellen. Die literarischen Avantgarden überholen ihre institutionell bestellten (und bestellten) Leser. In Deutschland bleibt dieses Ungleichzeitigerwerden von Gegenstand und Methode allerdings durch die völkische Gleichschaltung der Germanistik im Nationalsozialismus und die Verbannung jeder Art avancierter künstlerischer Produktion als „entartet“ bis nach dem Zweiten Weltkrieg unbemerkt, und auch da etablieren sich, zusammen mit dem überlebenden Resten des Bildungsbürgertums, zunächst einmal wieder die alten hermeneutischen Eliten (vorsichtig reformiert durch Rezeptions- und Intertextualitätstheorie).

Die traditionelle gesellschaftspolitische Rolle der Germanistik als Vermittlerin einer identitätsstiftenden Nationalkultur ist dennoch seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs historisch diskreditiert. „Jedenfalls aber ist unsere philologische Heimat die Erde; die Nation kann es nicht mehr sein“, statuierte Erich Auerbach bereits 1952 und wurde damit zum Gründervater der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft als „Philologie der Weltliteratur“.²⁰ Zugleich betonte er bereits die mit dem Verlassen des nationalen Rahmens verbundenen Gefahren: „Standardisierung der Erdkultur“²¹, Verlust an Pluralität und historischer Tiefe, ineins damit die Gefährdung des „historisch-perspektivischen Sinnes“²² und für die Philologie ganz schlicht die Überforderung durch die Überfülle des Materials und der Ansätze zu seiner Bewältigung: „Die Fülle des Materials führt zu immer genauerer Spezialisierung; es ergeben sich Spezialmethoden, sodaß auf jedem der Einzelgebiete, ja sogar für jede der vielen Auffassungsweisen eine Art Geheimsprache entsteht.“²³

Der Überfülle des Materials korrespondiert so zunächst methodische Verarmung. Peter Szondi, der Begründer der westdeutschen Komparatistik²⁴, kommt

19 Hans-Georg Gadamer, „Vom Zirkel des Verstehens“, in: ders., *Hermeneutik II. Wahrheit und Methode. Ergänzungen, Register*, Tübingen 1993, S. 57-65, hier S. 63.

20 Erich Auerbach, „Philologie der Weltliteratur“, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*, Bern/München 1967, S. 301-310, hier S. 310.

21 Ebd., S. 304.

22 Ebd., S. 302.

23 Ebd., S. 305.

24 Auch die Gründung des nach ihm als seinem ersten Direktor (posthum) so benannten Peter-Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin im Jahr 1965 war eine Konsequenz aus der Kompromittierung der nationalphilologischen Germanistik durch den Faschismus. In seiner Rede zum 30. Geburtstag des Instituts erklärte Gert

daher im Bezug auf die „Forschungslage der literarischen Hermeneutik“ 1970 zu folgendem Befund:

Bei einem hermeneutischen Symposium sitzt neben dem Theologen und dem Juristen der Literaturwissenschaftler heute als armer Verwandter am Tisch. Sein Platz ist zwar angestammt und die Reihe seiner Ahnen weder die kürzeste noch die schlechteste. Beitragen aber kann er nicht viel. Keine der verschiedenen Schulen, welche die Neueren Philologien (und nur von diesen soll hier die Rede sein) seit ihrer Entstehung geprägt haben, war der Ausbildung einer spezifisch literarischen Hermeneutik förderlich. Die Positivisten beschäftigten sich nur mit Fakten, und da sie auch ihre Deutung der Fakten für etwas Gegebenes hielten, blieb die Frage nach der Entstehung dieser Deutung und der Erkenntnis der Fakten ungestellt. Der Geistesgeschichte ging es nur um Geistiges: was auszulegen gewesen wäre, galt als bloße Hülle des Eigentlichen. Die verschiedenen Schulen der immanenten Interpretation bemühten sich um den Nachweis, daß das einzelne Sprachkunstwerk adäquat nur aus sich selber verstanden werden kann: die Frage, wie solches Verstehen entsteht, hätte die Emphase dieses Bestrebens nur gestört. Daß "Da-sein" Verstehen ist, ließ sich die von der Seinsphilosophie geprägte Literaturwissenschaft nicht zweimal sagen und folgerte: wenn Verstehen Da-sein ist, sind die Bedingungen der Möglichkeit von Verstehen Sache der Fundamentalontologie; eine Kritik der literarischen Vernunft wurde weniger als je zum Desiderat. Sieht man von einzelnen Versuchen ab, insbesondere auf dem Gebiet der Sprach- und Geschichtsphilosophie, so ist die Hermeneutik auf dem Gebiet der Philologie über den Stand des 19. Jahrhunderts kaum hinausgekommen, obgleich Verständnis sowohl von dem, was Literatur, als auch von dem, was historische Erkenntnis ist, in den letzten fünfzig Jahren so radikal sich gewandelt hat, daß das Studium etwa von Boeckhs eindrucksvoller *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften* nicht so sehr lehrt, was der Titel verspricht, als vielmehr erkennen läßt, warum eine neue Methodenlehre der Philologie vonnöten ist.²⁵

Diese Lage änderte sich erst, als mit der Rezeption des französischen Strukturalismus und Poststrukturalismus und des amerikanischen Modells von *theory*²⁶ der

Mattenklott: „Es würde dieses Institut nicht geben ohne die Scham angesichts der Geschichte der deutschen Philologie während des Faschismus. [...] Mit anderen Worten, dieses Institut – was immer es auch sonst noch sein mag – ist zuallererst das Resultat einer wissenschaftsgeschichtlichen Sezession. Dieser Logik folgend hat seine Komparatistik ihre Orientierung nicht am Nationenvergleich der alten ‚Littérature Comparée‘, hat sie nicht an der Bonner Komparatistik genommen, sondern an der transnationalen Ästhetik und Poetologie Allgemeiner Literaturwissenschaft, wie sie der Exilant René Wellek an der Yale University beispielgebend eingerichtet hat.“ (Gert Mattenklott, 1995 – 30 Jahre AVL, http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/wef03/institut/Institutsgeschichte/rede_mattenklott/index.html).

25 Szondi, *Bemerkungen zur Forschungslage der Hermeneutik* (Anm. 17), S. 404.

26 Jonathan Culler (‘‘Criticism and Institutions: The American University‘‘, in: Derek Attridge u. a. (Hrsg.), *Poststructuralism and the Question of History*, Cambridge 1987, S. 87) beschreibt dieses Modell von Theorie folgendermaßen: ‘‘The major critical development of the past 20 years in America has been the impact of various theoretical perspectives and discourses: linguistics, psychoanalysis, feminism, structuralism, deconstruction. A corollary of this has been the expansion of the domain of literary studies to include many concerns previously remote from it. In most American universities today a course on Freud is more likely to be offered in the English or French Department than in the Psychology Department; Nietzsche, Sartre, Gadamer, Heidegger, and Derrida are more often discussed by teachers of literature than teachers of philosophy; Saussure is

nationalphilologische Rahmen verlassen wurde. Die teilweise heftigen literaturwissenschaftlichen Kontroversen der 1980er Jahre lassen sich auch als Rückzugsgefechte der älteren hermeneutischen Schulen betrachten. Deren von Szondi beklagte Obsoleszenz hat seitdem einer Fülle neuer Ansätze und ‚Methoden‘ Platz gemacht (wenn das Wort denn hier angebracht ist): Hermeneutik und Dekonstruktion, Systemtheorie und Psychoanalyse, Diskursanalyse und Intertextualität, Strukturalismus und Rezeptionsästhetik (die Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit) teilen sich das Feld; aus dem „armen Verwandten“ von Theologen und Juristen ist ein reicher und vielleicht überreicher Onkel geworden – ein ‚Krösus der Methoden‘ sozusagen, der bei hermeneutischen Symposien mit Beiträgen nur so um sich wirft und damit Theologen und Juristen in Verwirrung stürzt; eine neue *Methodenlehre* der Philologie gibt es jedoch nach wie vor nicht, und das hat Gründe.

Wie David Wellbery 1985, 15 Jahre nach Szondis „Bemerkungen“ und vor dem Hintergrund einer inzwischen pluralisierten Methodenslandschaft diagnostizierte – und dieser Befund ist noch aktuell –, „zerfällt die Literaturwissenschaft in verschiedene Subdiskurse, die nicht einmal die gleichen Kriterien (im Wittgensteinschen Sinne) teilen. Es werden in ihr Sprachspiele gespielt, in denen heterogene Begriffe zu stark divergierenden Zwecken verwandt werden. (...) Das *factum brutum*, mit dem jeder Anfänger im Fach heute konfrontiert wird, ist ein buntes Nebeneinander von methodologischen Subdiskursen, deren Grenzen nur schwer zu überschreiten sind.“²⁷

Dieser Methodenvielfalt, so Wellbery weiter²⁸, sei auch durch eine systematische Darstellung nicht abzuhelpfen, weil eine solche eine metatheoretische Begrifflichkeit – eine Theoriesprache zur Beschreibung von Theoriesprachen – herausbilden müsste, die aber notwendigerweise *einer* der zu vermittelnden Positionen, wenn auch nur implizit, normativen Status zumessen müsste: die Pluralität der Methoden würde auf der Ebene der Metatheorie als Pluralität ihrer Beschreibungen wiederkehren.

Vollends heute ist die Entscheidung darüber, was als literarisch belangvoll gilt, nicht mehr am historischen Tiefenraum eines nationalkulturellen Archivs und an einer (historisch vom Bildungsbürgertum getragenen) ‚Leitkultur‘ orientiert, sondern an dem, was auf einem sich zunehmend globalisierenden Literaturmarkt am meisten nachgefragt wird – jenseits der Unterscheidung von ‚Hochkultur‘ und ‚Massenkultur‘²⁹. Der emanzipatorische Aspekt dieser Freisetzung: die Internatio-

neglected by linguists and appreciated by students and teachers of literature. The writings of authors such as these fall into a miscellaneous genre whose most convenient designation is simply „theory,“ which today has come to refer to works that succeed in challenging and reorienting thinking in fields other than those to which they ostensibly belong, because their analyses of language, or mind, or history, or culture offer novel and persuasive accounts of signification.“

27 David Wellbery, „Vorbemerkung“, in: ders. (Hrsg.), *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“*, München 1985, S. 7-10, hier S. 7.

28 Ebd., S. 8.

29 Uwe Ebel weist darauf hin, dass das „Integrationsmodell ‚Hochkultur‘“, das mit dem Aufstieg der Massengesellschaft zu Ende des 19. / Anfang des 20. Jahrhunderts entsteht, in das ursprüngliche „Integrationsmodell ‚Nationalkultur‘“ bereits eine Spaltung einführt: „Einmal definiert das

nalisierung der Philologie und die Aufwertung der ‚kleinen‘ Literaturen von ethnisch, kulturell, sozial und/oder linguistisch marginalen Gruppen der jeweiligen Nationen (oder inzwischen: der Weltgesellschaft), flankiert vom Aufstieg von Cultural und Postcolonial Studies, stellt jede Form von Gruppeninteressen übersteigender Kanonbildung in Frage. (Franz Kafka dürfte der singuläre Fall des Vertreters einer ‚kleinen‘ – nämlich der pragerdeutschen – Literatur sein, dessen kanonbildende Kraft nicht nur für die deutschsprachige Literatur, sondern für die Weltliteratur heute so etwas wie anerkannt ist.) An eine Synthese, an deren Möglichkeit Erich Auerbach wenigstens für eine Übergangszeit noch glaubte, ist heute weniger zu denken denn je. Dieselbe Entwicklung vollzieht sich auf dem Feld der Methoden. Der literaturwissenschaftliche Methodenstreit der 1980er Jahre, von manchen als „antihermeneutische Wende“ verbucht, brach nicht zufällig in dem Augenblick aus, in dem deutsche Germanisten begannen, französische und amerikanische Theoriemodelle zu importieren. Die sogenannte „poststrukturalistische Herausforderung“³⁰ wurde jedoch von der deutschen Nationalphilologie bis heute nicht wirklich angenommen (d.h. sie wurde entweder ignoriert oder zu einer postmodernen Ideologie der ‚Beliebigkeit des Sinns‘ verwässert). Methodisch führte das zu einem Zustand von beziehungslosem Hyperpluralismus, in dem Komplexität sich nur noch durch Ignoranz und Arroganz³¹ (Einschließung in lokale Fachkulturen oder esoterische Theoriezirkel, also in lokaler und personaler Kanonbildung) reduzieren lässt, die aber ihrerseits Legitimationsprobleme aufwirft, weil der *Wert* (ggf. *Mehrwert*) des eigenen Ansatzes gegenüber anderen Ansätzen aus Unkenntnis oder Desinteresse nicht mehr dargestellt werden kann oder soll. Mit anderen Worten:

Bürgertum Nation zur ‚Kulturnation‘ um und zum anderen nimmt es sich selbst über die neue Leitfigur des ‚Bildungsbürgers‘ wahr. Ersteres führte dazu, dass die nationale Literatur als höchste Formung dessen, was der Nation in spezieller Weise eigen war, sprich der nur von ihren Angehörigen gesprochenen Sprache, auch für die Selbstbestimmung des Bürgertums ihre Rolle beibehielt. Letzteres führte dazu, dass sich der Stellenwert einer Berufung auf das Volk und damit der Stellenwert der Volksdichtung verschob. Nun wird, wie schon in der Aufklärung, das Volk erneut über ein Defizit definiert, über das Defizit an Bildung. Für die Gegenstandsbestimmung der Nationalphilologie hat diese Entwicklung zur Folge, dass das Integrationsmodell ‚Nationalliteratur‘, das Volksliteratur und mittelalterliche Literatur als komplementär und ergänzend verklammerte, durch das Integrationsmodell ‚Hochkultur‘ ersetzt wird, das die Volksliteratur als ‚niedere‘ Literatur erarbeitet und abwehrt.

Faktisch führt das zu einem Paradoxon [...], das bestätigt, dass Ästhetik an eine soziale Zuordnung gebunden ist. Die in der frühen Phase unter das Rubrum ‚Volksdichtung‘ subsumierten Bereiche der Literatur bleiben, wenngleich als randständig, im Blickfeld der Germanistik, die neueren literarischen Ausdrucksformen, die sich in den Schichten entwickeln, die unterhalb der des Bürgertums angesiedelt sind, werden in den Kanon nicht mehr hineingenommen.“ (Uwe Ebel, *Nationalphilologie und Avantgarde. Zur Historisierung der Germanistik*, S. 12; abrufbar unter: http://www.uwe-ebel.eu/mediapool/90/905825/data/NATIONALPHILOLOGIE_AVANTGARDE.pdf).

30 Vgl. dazu Gerhard Neumann (Hrsg.), *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft. DFG-Symposium 1995*, Stuttgart/Weimar 1997.

31 In dieser Hinsicht kaum zu überbieten Jan Philipp Reemtsma, *Was heißt: einen literarischen Text interpretieren?*, München 2016, S. 269: „Mögliche Interpretationen, die geschmacklich danebengreifen, auszugrenzen ist keine Frage philologischer Beweisführung, sondern eine sozialer Exklusion. Man steht gleichsam auf und setzt sich an den Nebentisch. Oder drückt sowas nicht.“